

**VOLKSLEHRER-
SCHRIFTENREIHE**

**HERAUSGEGEBEN VON DER ALLGEMEINEN
FREIEN LEHRERGEWERKSCHAFT DEUTSCHLANDS
IM ALLGEMEINEN DEUTSCHEN BEAMTENBUND**

HEFT 6

**JUGENDJAHRE
EINES
TABAKARBEITERS**

**KARL ZWING • VERLAGSBUCHHANDLUNG
JENA**

-9211

Allgemeine Freie Lehrgewerkschaft Deutschlands

Einzig freigewerkschaftliche Lehrerorganisation Deutschlands, angeschlossen an den Allgemeinen Deutschen Beamtenbund und das Berufssekretariat der Lehrer im Internationalen Gewerkschaftsbund. Vertritt die Interessen aller Lehrenden und Erzieher von der Volksschule bis zur Universität

**Verbandszeitschrift „Der Volkslehrer“
(Bezug für Mitglieder unentgeltlich)**

**Leistungsfähige Wohlfahrtseinrichtungen
(Haftpflichtversicherung, Darlehns- und Unterstützungskasse, Rechtsschutz, Sterbekasse u. a. m.)**

Programm- und Satzungsbroschüre, die über alles Nähere orientiert, kostenlos u. unverbindlich durch die Hauptgeschäftsstelle: Braunschweig, Burgundenplatz 2

DER VOLKSLEHRER

behandelt alle wichtigen Fragen der Lehrerbewegung und Schulpolitik
berichtet über die Fortschritte der pädagogischen Theorie u. Praxis und ist daher unentbehrlich für alle fortschrittlichen Lehrer und Schulpolitiker.

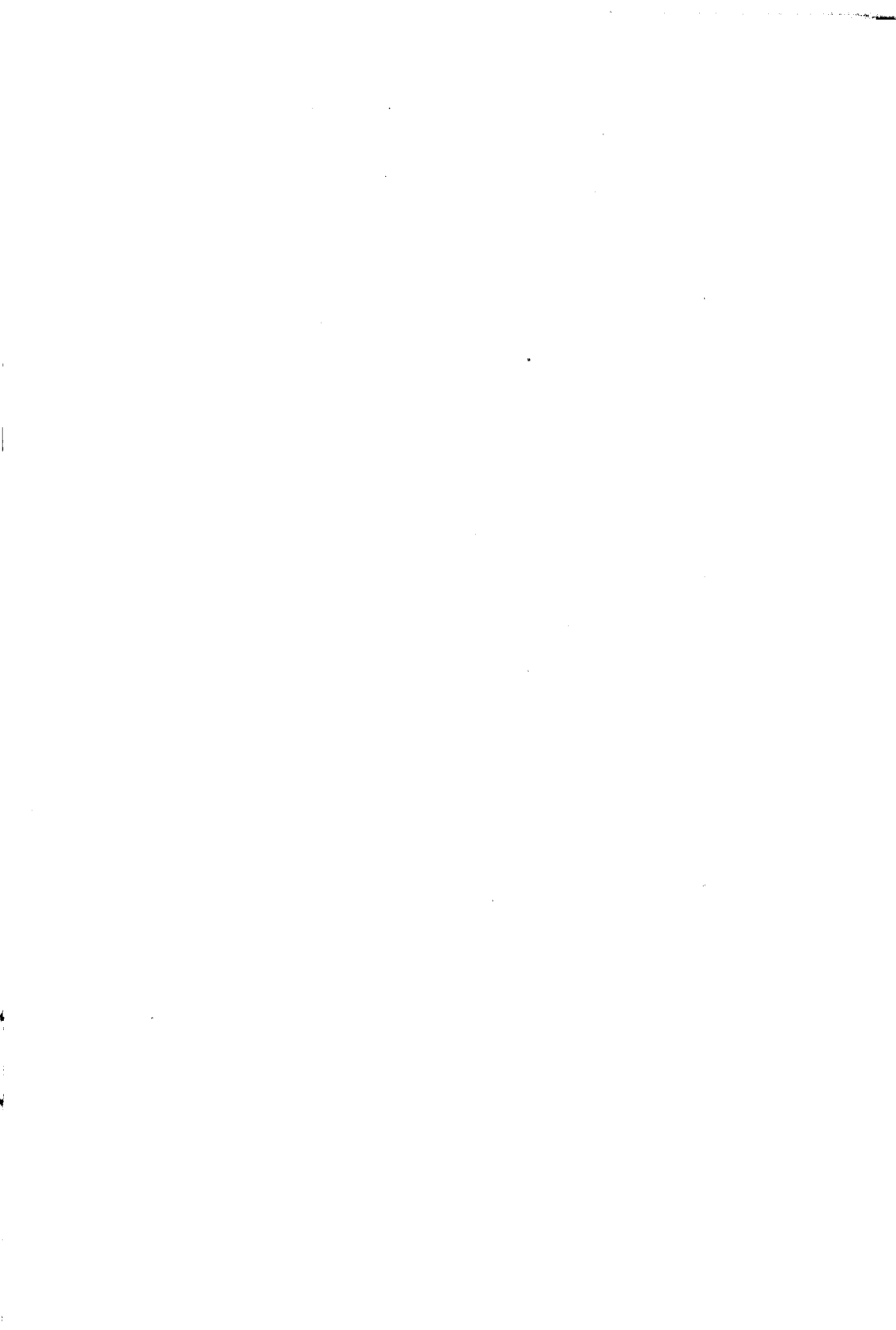
Erscheint alle 14 Tage. Bezugspreis für Nichtmitglieder der AFLD. vierteljährlich 1.50 RM. Bestellung bei jed. Postanstalt. Probenummern kostenlos durch die **Hauptgeschäftsstelle d. AFLD., Braunschweig, Burgundenplatz 2.**

Für
Schulen, Gewerkschaften,
Jugendbünde und
Bildungsgemeinschaften
kostenlose Beratung und
erleichterte Beschaffung
aller geeigneten

**Lichtbild- u. Photogeräte
Glas- und Filmbilder**

durch die gemeinnützige
**Lichtbildstelle
der Allgemeinen Freien
Lehrgewerkschaft
Niederbielau O/L.**

Lichtbildarchiv
„Neue Erziehung“
Weitgehende
Liefervergünstigungen!





Fritz Pauk.

Jugendjahre eines Tabakarbeiters

Von Fritz Pauk

Bearbeitet von Roamer

V o l k s l e h r e r - S c h r i f t e n r e i h e

Herausgegeben von der
Allgemeinen Freien Lehrgewerkschaft Deutschlands
im Allgemeinen Deutschen Beamtenbund

1 9 3 0

K a r l Z w i n g * V e r l a g s b u c h h a n d l u n g * J e n a

Jugendjahre eines Tabakarbeiters

Von

Fritz Pauk

Das Buch ist ein Dokument der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Es zeigt die Lebensbedingungen der Arbeiter in der Tabakindustrie und die Rolle der Gewerkschaften.

Bearbeitet von Roamer

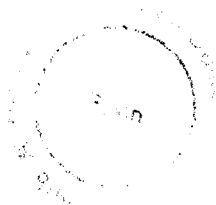
Verlag Karl Zwing, Jena, 1930

Karl Zwing * Verlagsbuchhandlung * Jena

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten

Copyright 1950 by Karl Zwing, Verlagsbuchhandlung, Jena

Verlagsbuchhandlung
Karl Zwing, Jena



Gedruckt in der Buchdruck-Werkstätte G.m.b.H., Jena

A 51-9211

Vorwort.

Zu dieser kurzen Skizze eines mühseligen und beladenen Lebens eines unserer Zeitgenossen bleibt nicht viel zu sagen. Er selber hat die Tatsachen mit protokollarischer Nüchternheit aufgezeichnet. Anekdoten und gefühlsbetonte Dinge liegen ihm nicht. Er sagt heute noch: Ich lebe nicht leicht, ich habe sehr viel zu tun, bin Funktionär für Partei, Gewerkschaft, Gemeinde, Jugendgericht, aber ich tue das alles gern. Er lebt mit Selbstverständlichkeit und Treue für das Ziel, das ihn mit ungewöhnlicher Klarheit ergriffen hat. Er weiß, seine drei Kinder sind nicht gesund, das kommt von der miserablen Einzimmerwohnung und den geringen Löhnen, vom Tabakstaub und vom knappen Essen. Er weiß das haarscharf und stimmt deswegen doch keine großspurige Klage an. Er handelt, trägt willig die Lasten und Opfer, die eine kämpfende Klasse zu tragen hat. Er gehört zu den Namenlosen, auf deren Schultern die andern stehen. Er verharrt mit den Vielen im Dunkel, stillschweigend, bereit, damit einst die Zukünftigen hoch oben in der Sonne die blutleuchtende Fahne unseres Sieges entfalten können. Daß er ein klassenbewußter Arbeiter ist, das ist sein Glück und seine Hoffnung.

Roamer.

Heimat.

Ich wurde in einem kleinen Marktflecken des Lipperlandes geboren. Es war im Dezember 1888. Das Land lag tief im Schnee.

Die Einwohner des Heimatortes lebten nicht leicht. Im Frühjahr zogen die schulentlassene Jugend und viele Familienväter, auch noch welche mit grauen Haaren, mit einem großen weiß-grauen Sack auf dem Rücken los. Sie mußten außerhalb der Heimat ihr Brot auf Ziegeleien erwerben. Die zurückgebliebenen Frauen mußten dann den mageren, steinigen Boden bestellen. Die fetten Äcker gehörten den großen Bauern im Tal.

Meine Mutter war nicht verheiratet. Sie lebte bei ihrem alten Vater und führte ihm den Haushalt. Der war Schuhmacher. Er trank tüchtig. Meiner Mutter ist Kummer und Sorge nicht erspart geblieben. Als ich zwei Jahre alt war, starb mein Großvater.

Meinen Vater habe ich nie kennengelernt. Später erzählte mir meine Mutter, er sei gelernter Zimmermann gewesen. Wie er gewahr wurde, daß meine Mutter schwanger von ihm war, sei er in die Welt gewandert, sie habe nie wieder was gehört von ihm.

Beide Großeltern sind übrigens an Tuberkulose gestorben. Mein Großvater hatte allerdings die letzten Jahre seines Lebens jeden Tag seinen Liter Branntwein getrunken.

Nachdem er gestorben war, kam eine Zeit der Entbehrung und Not über uns. Meine Mutter mietete sich eine kleine Stube. Darin lebten wir den Winter über. Im Sommer ging sie als Rübenmädchen auf die Rittergüter außerhalb des Ländchens. Ich wurde dann bei einer Tante untergebracht, die selber viele Kinder hatte. Das kostete meiner Mutter täglich dreißig Pfennig.

Ich weiß noch genau, daß ich immer sehr geweint habe, wenn mit den andern Rübenmädchen meine Mutter in jedem Frühjahr abgeholt wurde. Ich lief hinter dem Leiterwagen her, bis meine kleinen Beine nicht mehr konnten. Dann kehrte ich weinend ins Dorf um. Erst im November kamen sie zurück. Dann war die Freude groß. Im Winter spann die Mutter für fremde Leute Flachs. Abends kamen auch andere Mädchen mit ihren Rocken in unsere Stube. Ich hörte ihren Spukgeschichten gruselig zu.

Meine Mutter erzählte mir auch mal, daß ich noch einen Bruder gehabt hätte, den sie auch bei andern Leuten hätte unterbringen müssen. Er sei aber in Dreck und schlechter Pflege umgekommen.

Viele Kinderkrankheiten mußte ich durchmachen, hatte Augengeschwüre, Ausschlag am ganzen Körper, aber ich habe alles gut überstanden.

Wenn wir unartig waren, sagte meine Tante bloß: „Die Sozialdemokraten kommen!“ Dann liefen wir wie die Hasen weg. Einmal waren wir vor dem Dorfe beim Spiel, da sagte ein Mann: „Wollt ihr mal nach Hause, da kommen Sozialdemokraten!“ Es kamen auch fremde Männer, gingen in jedes Haus und verbreiteten Zettel. Wir liefen und schrien, bis wir die Haustür hinter uns zugeriegelt hatten, versteckten uns auf dem Boden und kamen nicht eher wieder heraus, als die Männer weg waren.

Die Jahre gingen so hin, im Sommer war ich bei der Tante, im Winter bei meiner guten Mutter. Bis ich zur Schule mußte, womit mein Leben eine neue Wendung bekam.

1895 ging ich zuerst zur Schule, stolz, mit Fibel und Tafel unter dem Arm. Der Lehrer gab uns zuerst einen großen süßen Groschenstuten. Das war ein freudiger Anfang.

Nach einem Jahr heiratete meine Mutter einen verwitweten Arbeiter ohne Kinder. So bekam ich einen Stiefvater, der aus Ostpreußen stammte. Wir vertrugen uns in der ersten Zeit ganz gut. Für einen Jugendstreich bekam ich dann einmal Prügel, worauf er noch wütend zu mir sagte: „Ich bin dein Vater nicht, ich bin bloß dein Onkel“. Später sollte ich wieder Vater zu ihm sagen, aber ich brachte es nie mehr über die Lippen.

In den Sommermonaten mußte mein Stiefvater als Ziegeleiarbeiter in der Fremde den gesamten Lebensunterhalt für das ganze Jahr verdienen. Im Winter holten wir dann den Jahresvorrat an Brennholz auf dem Rücken aus dem Walde.

Als achtjähriger Junge mußte ich schon das Elternhaus verlassen. Am 1. April 1897 trat ich bei einem Bauern in der Nähe in Dienst. Bis zu Martini mußte ich das Vieh hüten. Als Lohn bekam ich nur elf Mark, dazu Schlafstelle und Essen. Der Bauer und seine Wirtschafterin waren sehr nett und gut zu mir. Mein Schulweg war weit.

Im nächsten Frühjahr zogen wir um nach einem Gute. Mein Stiefvater wurde dort Pferdeknecht. Das Gut lag oben auf einem Berg, rings von Wäldern umgeben. Der Verwalter regierte. Für geringe Streiche gab es scharfe Hiebe. Ich hatte einmal eine Abort-

brille mit zerdrückten Eiern eingeschmiert. Dafür hat mich der Verwalter so mit der Reitpeitsche verhauen, daß ich am ganzen Körper blutunterlaufene Striemen hatte. In der Schule war es eine Qual, auf der harten Bank zu sitzen. Mein Stiefvater unternahm nichts gegen den Verwalter vor Angst, daß er dann aus der Arbeit müßte. Auch war mein Stiefvater überhaupt ungerecht und jähzornig. Meine Mutter hat viele Schläge von ihm bekommen. Wir mußten oftmals vor ihm flüchten und auf dem Gute Schutz suchen.

Als meine beiden Halbgeschwister geboren waren, mußte ich für die beiden zu Hause bleiben und aufpassen, wenn meine Mutter auf dem Felde arbeitete.

Dienst.

Als ich im zehnten Jahre war, zogen wir schon wieder um. Ich kam wieder von Hause weg in Dienst zu einem Bauern. Als Lohn sollte ich diesmal acht Taler für den Sommer bekommen. Das war für damalige Zeiten sehr viel Geld für einen Schuljungen.

An diesen Bauern aber werde ich mein Lebtage denken. Durch ihn habe ich mein körperliches Gebrechen bekommen. Ich weiß noch sehr gut, wie mich meine Mutter hinbrachte. Als sie wieder wegging, habe ich lange geweint. Die ersten Wochen wurde ich ganz gut behandelt, aber das war nur von kurzer Dauer. Nachher, bei den geringsten Verfehlungen, auch wenn ich nicht pünktlich von der Schule kam, kriegte ich von der Frau Schläge. Dabei mußte ich in den Sommermonaten früh um halb vier aufstehen. Zuerst mußten fünf und zwanzig bis dreißig Schweine abgefüttert werden, hinterher waren fünfzig Schafe zu versorgen.

Wenn das alles fertig war, war es sechs Uhr geworden. Es ging zur Mahlzeit. Jeden Morgen gab es Hafergrütze mit Milch, darein wurde Brot gebrockt. Man aß mit einem Holzlöffel. Um acht Uhr begann die Schule, aber ich mußte anderthalb Stunden bis dahin laufen. Doch ging ich gerne, weil es für mich eine körperliche Erholung bedeutete gegenüber der schweren Arbeit auf dem Hofe. Um zehn Uhr war die Schule schon wieder aus. Im Galopp rannte alles nach Hause. Wenn der Bauer zu tun hatte, kam man gar nicht erst hin zur Schule. Wenn der Lehrer dann fragte, warum man nicht gekommen sei, brauchte nur gesagt zu werden, der Bauer hätte Arbeit gehabt. Damit war alles in Ordnung. Zu lernen war auch nicht viel in der kleinen Dorfschule. Die meisten Stunden galten dem Katechismus und unzähligen Bibelsprüchen.

Nachmittags hütete ich gewöhnlich die Schafe und Schweine.

Alle vierzehn Tage hatte ich einen Sonntagnachmittag frei, um meine Eltern zu besuchen. Einmal ging ich nicht nach Hause, sondern streifte mit Kameraden in Wald und Feld umher. Später log ich zu Hause, ich hätte bei meinem Bauern arbeiten müssen, deshalb wäre ich nicht gekommen. Der Stiefvater erkundigte sich jedoch und ich bekam den Bescheid, daß ich ihm nie wieder über seine Schwelle kommen dürfe. Seither war ich mir selber überlassen. Kein Vormund kümmerte sich um mich. Der Bauer konnte mit mir tun, was und wie er wollte. In der Erntezeit mußte ich schuften wie ein Großer. Dann kam Martini, aber wohin sollte ich gehen. Schließlich behielt mich der Bauer auch für den Winter. Als Lohn versprach er mir eine Leinenhose und ein Paar Schuhe.

Der Winter zog ein und ich fror in meinen zerlumpten Kleidern. Vernünftige Strümpfe hatte ich auch nicht mehr. Nur ein Paar niedrige Schuhe hatte ich von einem fremden Knecht geschenkt bekommen.

Wenn viel Schnee lag, brauchte keiner in die Schule. Ich mußte dann aber um zehn Uhr mit den Schweinen los in einen Wald, eine Stunde weit weg, wo sie sich unter dem Schnee hervor Eichel und Bucheckern wühlen sollten.

Ich kannte ein Plätzchen unter einem Busch, dahin kam kein Schnee. Da schlief ich vor Müdigkeit stets ein, der Hund paßte treu auf. Wenn es am Nachmittag zu dämmern begann, bellte der Hund mich wach. Natürlich war ich dann immer stark durchgefroren. Bis zum Februar ging es aber ganz gut. Dann war eines Tages mein linker Fuß dick angeschwollen. Nach wenigen Tagen zog die Geschwulst um in das rechte Bein. Ich konnte nicht mehr gehen, mußte zu Bett bleiben.

Als Schlafkammer konnte man das Loch, in dem ich schlief, nicht ansprechen. Direkt neben den Ställen für Pferde und Kühe war ein Verschlag für allerlei Gerümpel, feucht, voll muffiger Luft, das war mein Krankenzimmer. Alle Tage kam der Bauer und schimpfte, ich solle aufstehen, nicht so faul sein, das Vieh müsse gefüttert werden. Aber ich konnte einfach nicht mehr. Geschrien habe ich vor Schmerzen, aber der Bauer schickte nicht zum Arzt, half mir auch nicht. Nur der fremde Knecht kümmerte sich um mich, wenn ich nachts schrie, er half mir auch, meine Notdurft verrichten.

Nach vier Wochen kriegte der Bauer doch wohl Angst, weil mein Bein immer schlimmer wurde. Er schickte zu meinem Vormund und ließ sagen, man möge mich bald abholen. Der Vormund sprach mit meinem Stiefvater, dieser willigte ein, mich unter

diesen bösen Umständen wieder aufzunehmen. So kam eines Tages ein Fuhrwerk, das mich nach Hause bringen sollte. Meine gute Mutter kam gleich mit. Sie war höchst erschrocken, als sie mich zerlumpt, verlaust, schmutzig und krank wiedersah.

Zu Hause mußte ich mich dann erst einmal reinigen, ehe ich wieder menschenähnlich aussah. Nächsten Tages kam der Arzt, ein freundlicher Jude übrigens. Er war äußerst aufgebracht über den Bauern, der mich so hatte verkommen lassen auf seinem Hofe, riet meinem Stiefvater, den Rücksichtslosen zu verklagen auf Schadenersatz und Schmerzensgeld. Mein Stiefvater verklagte dann auch den Bauern. Vor dem Termin kam aber die Bauersfrau, überredete ihn, er nahm die Klage wieder zurück. Ich dachte mir, daß er wohl was bekommen habe, ihn kümmerte ja meine Zukunft nicht, Hauptsache, daß er einen Vorteil hatte. Die Armenverwaltung hat alles bezahlen müssen.

Der Arzt schnitt mein Bein zunächst einmal auf, dadurch bekam ich große Linderung. Monatelang lag ich zu Hause. Der Arzt ging ein und aus. Es kamen aber auch noch alle möglichen alten Weiber, die mancherlei an meinen Bein herumdokterten. Als der Arzt nach mühsamer Behandlung einsah, daß seine Kunst unter den gegebenen Umständen zu Ende sei, kam ich ins Landkrankenhaus nach Detmold. Es gab eine scheußliche Fahrt über holprige Feldwege auf einem ungefederten Ackerwagen bis an die Bahnstation. Ich fuhr zum ersten Male mit der Bahn. So große Häuser wie in Detmold hatte ich noch nie gesehen.

Nachdem ich eingeschrieben worden war, erhielt ich ein Bett auf dem Knabensaal. Der Platz war denkbar günstig. Durch das große Fenster konnte ich die nahe Grotenburg mit dem berühmten Hermannsdenkmal sehen.

Zweimal wurde ich operiert. Es half nichts. Die Ärzte kamen zu dem Schluß, der Fuß müsse amputiert werden, wenn mein Leben erhalten bleiben sollte. So geschah es. Ich hatte mir das Fußabnehmen viel schlimmer gedacht. Die dauernden, fürchterlichen Schmerzen kamen erst, als ich aus der tiefen Narkose erwachte. Zehn Tage später war alles heil, ich durfte aufstehen. Es sollte nicht lange dauern. Mit der Krücke mußte ich nun mein Heil versuchen. Nach ein paar Tagen rutschte ich mit der Krücke aus und fiel fünfzehn Stufen die steinerne Treppe herunter, gerade auf den kaum verheilten Stumpf, der nun wieder aufplatzte. Die Stelle entzündete sich noch einmal, begann erneut zu eitern. Erst im späten August konnte ich als geheilt aus dem Krankenhaus entlassen werden.

Ich humpelte nun mit der Krücke zur Schule, bis ich nach einigen Monaten einen künstlichen Fuß bekam. Die ersten Gehversuche waren hilflos und mühselig wie bei einem kleinen Kind. Mit der Zeit wurde es besser. Aber das Herz hat mir noch lange geblutet, wenn meine Kameraden spielten und ich konnte nicht mehr mittun.

Wir zogen in einem Jahre zweimal um. Ich mußte in eine nahe kleine Stadt zur Schule. Das war ein Unterschied! Wir hatten viele neue Lehrfächer, die auf dem Dorfe nicht vorkamen. So habe ich denn vielerlei nachgelernt, was ich früher nie gehört hatte.

Im Sommer 1902 wurde meine Mutter schwer krank, ich mußte von der Schule wegbleiben, um die Hauswirtschaft zu besorgen. Meine nunmehr drei Halbgeschwister bedurften auch noch meiner Hilfe. Der Stiefvater mußte von früh bis spät seiner Arbeit nachgehen. Der Sommer ging so zu Ende. Zu Michaelis sollte ich konfirmiert werden. Gegen Herbst wurde meiner Mutter etwas besser, ich konnte die drei letzten Wochen wieder zur Schule gehen. Den Konfirmandenunterricht hatte der Pfarrer mir auch im Sommer nicht geschenkt.

Die Eltern beratschlagten, was für ein Handwerk ich lernen sollte. Mehrere Kameraden hatten schon eine Lehrstelle in einer Zigarrenfabrik angenommen. Sie fragten mich, ob ich nicht auch Lust dazu hätte. Da ich wegen meines Beinschadens keine andere Arbeit tun konnte, mußte ich an sitzende Beschäftigung denken. Ich erzählte meinem Stiefvater, was die Jungens gesagt hatten. Der machte sich dann auf den Weg in die Fabrik. Ich wurde angenommen, sollte aber doch erst mal persönlich hereinkommen und mich vorstellen. Das tat ich, mit den Schulbüchern unter dem Arm. Das Herz klopfte mir ganz mächtig.

Der Fabrikant musterte mich von oben bis unten, stellte mir ein paar Schulaufgaben, fragte nach meinen sonstigen Verhältnissen, klopfte mir dann auf die Schulter und sagte auf plattdeutsch ungefähr: „Ja, mein Junge, du bist ja 'n bißchen klein, aber das Zigarrenmachen kannst du wohl lernen, dabei kannst du ja sitzen. Komm man her, wenn du aus der Schule raus bist!“ Sehr erfreut ging ich dann nach Hause und erzählte die frohe Botschaft meinen Eltern.

Es kam der Tag, an dem in der Schule der Lehrer jeden fragte, was er denn werden wolle. Ich sagte ihm natürlich, daß ich in die Zigarrenfabrik ginge.

Während er allen andern Jungens was Gutes für ihr Handwerk wünschte, sagte er hinterher zu uns, die wir in die Fabrik

wollten, wir wollten wohl alle Schwindsuchtkandidaten werden. Damit versalzte er mir meine schöne Freude gründlich.

Zur Einsegnung wollte mein Stiefvater mir keinen neuen Anzug kaufen. Ich bekam dann einen geschenkt. Stolz schritt ich in den Tag hinein, ebenso gekleidet wie meine Kameraden. Wir spielten noch mal gründlich. Damit war der schwere Schritt ins Leben getan. Hinter mir lag eine Zeit, an die ich heute noch ungern denke.

Schwindsuchtskandidat.

Mein Stiefvater ging nicht in die Kirche, deswegen hatte er mir auch einen neuen Anzug verweigert. Was er sich dabei dachte und weshalb er nicht zur Kirche ging, habe ich nicht herausgebracht.

Die paar Tage bis zum Beginn der Lehrzeit, die dreieinhalb Jahre dauern sollte, war mein Kopf voller Bewegung. Ich freute mich, ich hoffte, unbeschreibliche Aufregung war in mir. Der Tag rückte heran. Am Abend vorher machte meine Mutter mir all die Butterbrote für den ganzen nächsten Tag zurecht; denn während der Pause konnte ich nicht zum Mittagessen nach Hause gehen. Die ganze Nacht konnte ich vor Erwartung und Erregung nicht mehr schlafen. Schon um halb sechs mußte man aufstehen, damit man um sieben an der Fabrik war.

Es war der 1. Oktober 1902. Ich war schon zwanzig Minuten vor sieben auf dem Fabrikhof. Nach einer kleinen Weile kamen auch schon die älteren Jungens an und begannen mich auszuschimpfen, weil ich mich unter eine kleine Veranda gestellt hatte. Die Neugebackenen mußten sich draußen hinstellen. Ich machte ihnen gleich ihren Platz frei. Wir Neuen blieben draußen, dem Regen ausgesetzt. Nun schlug es vom Turm, hinein in die Fabrik. Der älteste Wickelmacher zeigte mir meinen Kleiderhaken und die Meisterstube. Ich ging hinein, mußte gleich wieder hinaus, weil ich nicht angeklopft hätte. Dann ging der Meister mit mir in die Fabrik, aller Augen sahen auf mich, er zeigte mir meinen Platz.

Meine Lehrerin wurde eine ältere Zigarrenmacherin, von der ich in der ganzen Lehrzeit kein böses Wort zu hören bekam. Die ersten Tage in der Fabrik wirkten auf meinen Geist sehr ermüdend und abstumpfend. Auf dem einen Saal waren wohl sechzig Arbeiter beschäftigt. Das Lärmen und Poltern war ich nicht gewöhnt. Und wir Lehrlinge durften kein Wort sagen, ehe wir nicht gefragt wurden. Wir mußten immer auf unsere Arbeit sehen und hatten dazu von den älteren Lehrjungen viel zu erdulden. Man konnte sie fragen, wie dieses oder jenes im Betriebe gehand-

habt würde, dann hatten sie gleich die bösesten Schimpfworte bei der Hand. Die Zigarrenmacher waren ganz verschlossen gegen uns. Es herrschte so eine Art Zunftbrauch bei ihnen. Wir mußten sie auf der Straße grüßen, sie durften uns nicht treffen, daß wir Zigarren rauchten, sonst gab es gleich Schläge.

Das Allerschlimmste für mich war in der ersten Zeit, daß sie mich dauernd mit meinem Beinleiden foppten. Darüber habe ich viele Tränen vergossen. Später war ich schon mit den Verhältnissen verwachsen. Trotzdem wir von morgens um sieben bis abends um dieselbe Zeit arbeiteten, mit zwei knappen Stunden Pausen, mußten wir noch zweimal in der Woche in die Fortbildungsschule von acht bis zehn Uhr abends. Ich habe sogar noch allerlei gelernt, wenn wir auch müde waren bis zum Umfallen.

Als ich meinen ersten Lohn bekam, mußte ich für die älteren Lehrjungen einen kleinen Schnaps ausgeben. Damit stieg ich einen kleinen Rang höher und konnte mich in der Fabrik schon freier bewegen.

Meinen Stiefvater belog ich regelmäßig. Ich sagte ihm, daß ich für vierzehn Tage nur zehn Mark bekäme. In Wirklichkeit bekam ich etwas mehr, dafür holte ich mir vom Fleischer Wurst. Obgleich ich solche und ähnliche kleine Sünden mitmachte, bin ich später doch ein sauberer Mensch geblieben. Andern ist das schwerer gefallen. Manche haben es nicht fertiggekriegt. Ich will ein Beispiel kurz anführen. Ein Jahr nach mir trat auf der Fabrik ein Junge in die Lehre, der auch einen Stelzfuß hatte. Er kam zu einem robusten Zigarrenmacher. Bei den kleinsten Verfehlungen bekam er Hiebe, zuletzt wurde er gleichgültig und mit jedem Tage frecher. Eltern hatte er nicht mehr. Als er ausgelernt hatte, ging er in die Fremde. Wie ich später hörte, ist er aus den Gefängnissen nicht viel herausgekommen und somit im Strome der Zeit untergegangen. Und war vorher ein sehr schüchterner Junge.

Im ersten Lehrjahre durften wir kein Wort reden, im zweiten machten wir Wickel und schnauzten die Jüngeren wieder an.

Solange einer seine Lehrzeit noch nicht beendet hatte, durfte er auf keinen Fall mitsingen. Im dritten Lehrjahre wurden einem allerdings schon viele Zunftrechte zugebilligt. Nach zweijähriger Beschäftigung als Wickelmacher kam ich ans Rollen. Damit wurde ich schon selbständiger. Die schönsten Stunden auf der Bude waren zwischen vier und sieben im Winter, dann wurde gesungen. Das war die Freude in all dem stumpfsinnigen, langen Tagewerk. Die Jahre gingen hin, besonderes kam kaum vor.

Im Frühjahr 1905 starb meine gute Mutter nach langem Siech-

tum. Mit ihrem Tode flog das Familienleben auseinander. Meine kleinen Halbgeschwister kamen zu fremden Leuten in Pflege. Das ganze häusliche Inventar wurde verkauft. Der Stiefvater zog wieder auf ein Rittergut als Knecht. Ich bekam bei frommen Tischlersleuten Kost und Logis.

Die überredeten mich schließlich, in den kirchlichen Posaunenchor einzutreten. Ich tat das, weil noch einige Zigarrenmacher von unserer Bude drin waren. Nach kurzer Zeit aber bildete sich in dem Chor eine Opposition, wir von der Zigarrenbude wollten nicht bloß Choräle, sondern auch Märsche und andere weltliche Sachen blasen. Wir gründeten schließlich für uns allein einen Musikverein. Viele von den Zigarrenmachern waren gelernte Musikanten und bildeten am Ort die Stadtkapelle. Nebenbei machten sie Zigarren, weil man vom Musikmachen allein nicht leben konnte.

Gern hörte ich den fremden Zigarrenmachern zu, die vorübergehend in unserer Bude arbeiteten. Ein solcher gab mir vor seiner Abreise einmal einen Aufnahmeschein vom Deutschen Tabakarbeiterverband, ich solle mich nur schnell aufnehmen lassen. Ich versprach ihm das wohl. Ein Freund warnte mich: „Wenn das der Alte merkt, fliegst du raus!“ Dann ließ ich's bleiben. Politische Gespräche durften überhaupt nicht geführt werden, denn alle Vorfälle wurden gleich dem Fabrikanten geklatscht. Ein jeder wollte beim Alten der Beste sein. Bei etlichen fremden Zigarrenmachern war das Ehrgefühl des Arbeiters durch den Alkohol stark gemindert. Nach blauen Montagen bateten und bettelten sie oft mit Kniefällen um Wiedereinstellung.

Ich muß hierbei daran denken, wie ich den ersten Sozialdemokraten kennen lernte. In der Sortiererei arbeitete ein fremder Sortierer aus Sachsen, ein tüchtiger Kerl, mit dem sich sogar der Chef ziemlich viel und gern unterhielt, den er hie und da in Branchenangelegenheiten um Rat fragte.

Eines Tages war auf dem Hofe ein Mordsskandal. Der Alte rannte wie ein Verrückter auf dem Hofe herum und schimpfte: Nee, nee, das hätte er sich nicht träumen lassen, daß in seinem Betrieb ein Sozialdemokrat sein könnte! Dann rannte er durch die Betriebe und erzählte atemlos überrascht: „Paßt bloß mal auf, was mir dieser Sachse für einen guten Rat gegeben hat. Ich komme an ihn ran und frage, weshalb wohl unsere gute Kaiser-Wilhelm-Zigarre mit der Bauchbinde nicht mehr ginge. Da sagt der frech, ich solle es mal mit dem Bebel seinem Bild versuchen. Da hört die Gemütlichkeit auf, der kann in meinem Betrieb nicht bleiben, der muß sofort raus!“

Der Sachse mußte sofort mit seiner Arbeit Schluß machen. Ich sehe ihn noch, wie er stolzen Schrittes den Fabrikhof verließ.

Dieses Vorkommnis ging an meinem jugendlichen Geist nicht spurlos vorbei. Meine Gedanken begannen sich zu rühren. Sie suchten Licht. Mir wurde klar, daß der Chef an diesem Menschen ein großes Unrecht begangen hatte. Wenn der Alte einen ausgesprochen guten Arbeiter bloß deswegen rausschmiß, weil er Sozialdemokrat war, dann mußte er Gründe dazu haben, die ich noch nicht kapierte. Die ich aber wissen wollte, denn daß alle Sozialdemokraten Verbrecher und Vagabunden seien, wie die Zeitungen und Flugblätter schrieben, das konnte ich nun natürlich nicht mehr glauben.

Im letzten Winterhalbjahr meiner Lehrzeit zog ich bei meinen frommen Logisleuten aus, weil man mich deren Frömmigkeit wegen schon hänselte und mir den Spottnamen „Bibelfritze“ gab. Im nächsten Logis war es sogar noch drei Mark billiger als im alten. Das war mir sehr recht. Ich wollte nämlich nach der Lehre sofort in die Fremde, zumal mir zwei fremde Klempner nur die Sonnenseiten des Wanderlebens geschildert hatten. Die Schattenseiten habe ich später bitter genug selber entdecken müssen.

Als ich vierzehn Tage als frischgebackener Zigarrenmacher gearbeitet hatte, traf ich mit meinen Freunden zusammen. Daraus wurde eine mehrtägige Kneiptour, die in einem mörderlichen Katzenjammer endigte. Mir war sogar die derbe Mahnpredigt des Meisters egal, als ich dann endlich wieder die Bude betrat. Der Schädel brummte in allen Tönen. Nun mußte ich Umblatt haben, ging zum Meister und wollte was holen. Der aber sagte, ich sollte man erst mal meinen Räuber (Rückstand) aus der Kiste wegputzen. Als ich ohne Umblatt wieder in die Bude kam und nun den kleinen Brasil verarbeiten sollte, fingen die Zigarrenmacher an, mich zu uzen. Bei meinem Jammer lief mir bald die Galle über. Ich dachte mir: Schluß, du haust ab! Packte meine Sachen, ging zur Meisterstube, brachte mein Anliegen vor. Der Meister machte große Augen, sagte dann kühl: „Halten kann ich dich nicht, dann fang man ruhig auch so'n Bummelerleben an!“ Er schrieb mir dann gleich den Zettel, damit ging ich zum Kontor, um die Papiere zu empfangen. Da staunte nun noch der alte Chef, warum ich weg wolle. Ich erwiderte nur, das Mexikodeckblatt gefalle mir schon lange nicht mehr. Er meinte, wenn er es selber machen könnte, möchte es wohl besser ausfallen. Jedenfalls war es ein scheußliches Kraut. Zu tausend Zigarren brauchte man zwanzig Pfund. Und mancher Fluch ist den Lippen der Zigarren-

dreher entflohen. Dann bekam ich meine Papiere. „In sechs Wochen bist du wieder da“, sagte der Alte ein bißchen spöttisch. Aber die „sechs Wochen“ wurden sehr lang. Stolz schritt ich vom Fabrikhof herunter, alle sahen mir noch nach aus den Fenstern der alten Bude. Ich wollte mein Glück machen, ich würde es schon schaffen.

Unterwegs.

Die Zukunftsträume vergingen reichlich schnell. Am Tage, an dem ich Schluß gemacht hatte, war gerade Jahrmakkt. Alles war fidel und aufgekratzt. Nachher aber gingen mir schon ängstliche Gedanken durch den Kopf und am liebsten wäre ich wieder in die alte Bude gezogen. Aber ich dachte an die Uzerei der Zigarrenmacher, biß lieber in den sauren Apfel und sann auf Abreise. Zu Fuß wäre ich nicht weit gekommen. Ich fuhr dann mit einem durchreisenden fremden Zigarrenmacher nach Bünde in Westfalen. Dort sollten wir bestimmt Arbeit bekommen.

Meiner Tante sagte ich noch eben Lebewohl. Die wünschte mir, ironisch, viel Glück, ich solle nur ruhig auch ein Bummeler werden.

Die Reise ging früh los. Wir mußten an meiner Lehrstätte vorbei. Ich wollte gern nochmal jemand sehen. Aber ich hatte kein Glück und ging ärgerlich zum Bahnhof. Als der Zug abfuhr, überkam mich ein unbestimmtes Gefühl der Wehmut. Ich sah lange zum Fenster hinaus, bis wir ganz durchs Unbekannte fuhren.

In Herford gab es zweistündigen Aufenthalt. Beim Leben und Treiben der Menschen dachte ich mir, daß ich wohl schwer darin zurecht käme, eher verloren ginge. Da war zum ersten Male eine mittlere Stadt mit ihrem lauten Leben. Ein Handwerksbursche sprach mich um eine Gabe an. Ich ließ mich nicht lumpen, gab ihm einen Groschen und eine Zigarre, dachte darauf bei mir, ob ich dies edle Handwerk auch mal betreiben würde. Im Wartesaal wartete ich den Rest der Zeit ab. Am Tisch saß ein Arbeiter und las seine Zeitung. Er wollte gerade weggehen und faltete die Zeitung zusammen. Ich wollte gerne lesen und fragte, ob er mir die Zeitung nicht verkaufen könnte. Er sah mich schief an, wer ich denn wäre. Ich erzählte ihm in ein paar Worten alles, dann wurde er vertrauter, klopfte mir beim Fortgehen kameradschaftlich auf die Schulter und sagte: „Die ‚Bielefelder Volkswacht‘ will ich dir schenken, lies sie mit Verstand und handle danach!“ Im Zug von Herford nach Bünde las ich die erste sozialdemokratische Zeitung meines Lebens. Ich habe sie jahrelang aufbewahrt.

Ganz ins Lesen vertieft, merkte ich kaum, daß wir in Bünde einliefen.

Einen kleinen Jungen fragte ich, wo hier die Handwerksburschen übernachteten. Der wußte Bescheid und führte mich an Ort und Stelle. Als ich dem Jungen ein Trinkgeld gab, zog er lächelnd ab. Im Gastzimmer bestellte ich mir ein Glas Bier und fing beiläufig mit dem Wirt ein Gespräch an. In der Feldmark würde ich sicher Arbeit bekommen, meinte er, da lägen eine Menge Filialbetriebe. Darauf ging ich gleich los. Ich mußte durch die ganze Stadt gehen. Die großen Steinkolosse der Zigarrenfabriken machten großen Eindruck auf mich. Gegen Ende der geschlossenen Häuserreihen merkte man überall schon die Vorherrschaft des Tabaks, in allen Fenstern lagen Tabakrippen, standen Zigarrenkisten. In der Feldmark, in der überall verstreut einzelne Häuser liegen, rief mich plötzlich jemand an. Ich schlenderte weiter, es konnte mich doch keiner kennen hier. Aber als ich mich umsah, bemerkte ich einen Rufer an einem winzigen Dachfenster. Ich ging ein paar Schritte zurück, da stand einer in weißer Schürze vor einer Haustür. Es war ein Leidensgefährte und Kollege aus meinem Lehrort. Er wollte mir gleich helfen und führte mich an einen Betrieb, in dem Arbeiter gebraucht wurden. Ich ging hinein, er wartete draußen. Der Meister wollte zuerst gar nicht glauben, daß ich kleiner Kerl schon ausgelernter Zigarrenmacher war. Als er mein Arbeitsbuch gesehen hatte, konnte ich anfangen. Mein Kollege merkte an meinem vergnügten Gesicht, daß es gut gegangen war. Er half mir nun, ein Logis zu finden. Das ergab sich bald bei einem Heimarbeiter. Ich sollte bei ihm die Woche im Hause arbeiten, um so den Einstand zu sparen. Das Geld könnten wir allein vertrinken.

Das Logis war schlimm. Beim Abendbrotessen merkte ich das schon. Sechs Kinder, wie die Orgelpfeifen, zerlumpt und schmierig, kamen herein. Eine große Pfanne Bratkartoffeln kam auf den Tisch. Mir hatte man eine Gabel hingelegt, die Kinder langten allesamt mit den unsaubereren Fingern in die Pfanne. Der Appetit verging mir im Nu. Ich entschuldigte mich, daß ich noch von der Reise erregt wäre. Nach dem Essen mußten die größeren Kinder ihr eingeteiltes Quantum Tabak abrippen. Zuerst ging das flott, dann mußte der Vater die Einschlafenden durch einen langen Stock immer wieder ermuntern. Die Familie verdiente, Vater, Frau und Kinder, zusammen, wenn es gut von der Hand ging, sechzig Mark im Monat. Nun erschien es mir kein Wunder mehr.

daß die Kinder so verwahrlost aussahen und die Familie so kümmerlich lebte.

Am nächsten Tage suchte ich mir gleich ein anderes Logis. Dem ersten Wirt gab ich zwei Mark, der war es zufrieden, ich zog um.

Die Arbeitsverhältnisse waren schlecht. Zum Abrippen bekam man genug Schulkinder, die sich danach drängten, wenigstens etwas zu verdienen. So mußte der Arbeiter noch alle möglichen Nebenarbeiten mitmachen. Lohn bekam man nur alle Monate einmal. Die Arbeitszeit hatte keine geregelten Grenzen. Morgens um vier Uhr fing es an, abends um neun oder zehn Uhr ging man nach Hause. Kein Wunder, daß bei der Schufferei der Branntweingenuß eine Hauptrolle spielte.

Vom Verband hörte ich zunächst gar nichts. Eines Tages aber überreichte mir ein fremder Kollege auf der Straße Sammellisten mit dem Bemerkten, es käme bald wieder eine neue Tabaksteuer, man müsse dagegen Front machen. Darum müsse in jedem Betrieb gesammelt werden. Die weiblichen Arbeiter erklärten das Ganze für Schwindel, sie gäben nie was. Die andern wollten auch nicht. Wir warfen aber die Flinte nicht gleich ins Korn.

Als ein Kollege seinen Geburtstag feierte, verweigerten wir das Mittrinken. Es gab, wie immer bei solchen Gelegenheiten, sehr viel zu trinken, Schnaps und Bier. Die andern ärgerten sich darüber, sofften um so schneller. Als sie in Stimmung waren, erklärten wir ihnen, mittrinken wollten wir wohl, sie sollten bloß erst was zeichnen für unsere Sammlung. Das taten sie denn auch, und wir holten das versäumte Trinken gründlich nach. Annähernd sechs Mark konnte ich dem fremden Kollegen übergeben, der soviel gar nicht erwartet hatte.

Immer schon wollten wir in den Tabakarbeiterverband eintreten. Allein es bot sich keine Gelegenheit. Da gingen wir eines Tages nach Bünde, kehrten ein bei N., wo auch die Sozialdemokraten ihr Versammlungslokal hatten. Leise wurden wir gefragt, ob wir der Partei beitreten wollten. Das wollten wir nicht, aber in den Verband wollten wir schon lange. Der Kollege schrieb sich unsern Namen und die Adresse auf, er würde die Sache schon in Ordnung bringen. Drei Monate lang blieb ich noch in meinem alten Betrieb. Wir haben aber nichts vom Verband gemerkt.

Im August 1906 fing ich in einem Nachbarort auf einer Bremer Filiale zu arbeiten an. Die Arbeitsverhältnisse waren hier womöglich noch schlechter als vorher. Man durfte arbeiten, solange man wollte. Fast alles waren weibliche Arbeiter. Keine war im Verband.

Wenn mancher Raucher gesehen hätte, wie hier der edle Tabak behandelt wurde, wäre ihm wohl für ewig der Appetit auf die Zigarren ausgegangen. Ausgefegt wurde beinahe überhaupt nicht. Am Abend wurde der Tabak auf dem Fußboden zusammengesoben in eine Ecke. Zu Wochenschluß wurde einfach alles Kraut auf Rahmen gepackt und dann neu verarbeitet. An diesem System aber hatten nur die billigen Löhne schuld. Deretwegen legten auch die Hamburger und Bremer Fabrikanten ihre Filialen nach Westfalen.

Die Filialmeister waren im Durchschnitt auch nicht die klügsten. Um die Monatsabrechnungen zu machen, mußte erst ein Rechtsanwalt aus Bünde kommen. Zigarrenmachen konnten sie auch nicht, viele hatten nur das Wickelmachen gelernt.

Im Sommer mochte die Arbeit auf den Filialen der Feldmark noch angehen. Im Winter waren die Wege bei dem leichten Lehm grundlos. Die Holzpantinen hatten den Vorzug vor den Schuhen.

Unser leidenschaftliches, wengleich verbotenes Vergnügen bestand darin, daß wir öfter an einem kleinen Fluß lagen und Fische fingen. Erwischt worden sind wir nie.

Im Spätherbst nahmen wir uns Hausarbeit von einer Filiale. Unsere Logismutter hatte uns den Rat gegeben. Sie wollte zu gleicher Zeit ihren Sohn aus der Bude weghaben. Dort versumpfte man ziemlich schnell. Und mein Kollege und ich waren schon tief drin.

Nun machte unsere Kostmutter sämtliche Handreichungen und Zurichtungen für uns. Aber die Mietwohnung war viel zu klein. Sie bestand aus einer Erkerstube, die als Wohnraum und Arbeitsstelle galt, zwei engen Dachkammern und einem Bodenkinkel. Dieser Raum mußte für fünf erwachsene Personen ausreichen. An demselben Tisch, an dem wir den Tabak verarbeiteten, wurde gegessen und getrunken. Das waren traurige Zustände, aber für die hygienische und soziale Lage der Tabakheimindustrie durchaus bezeichnend.

Das edle Handwerk daheim.

Ein Bekannter hatte in meinem Geburtsort eine Filiale errichtet und schrieb mir, ob ich nicht bei ihm anfangen wolle. Da ich das verfluchte Heimarbeiterdasein gern verlassen wollte, sagte ich ja. Meine Tante staunte ein wenig, daß ich doch noch ein anständiger Mensch zu sein schien. Sie freute sich, daß ich wieder da war. Der Verdienst war ziemlich gut, wir brauchten nur zu rollen.

Aber eine Lehrlingszüchterei, wie sie dort betrieben wurde, habe ich noch nirgendwo wiedergefunden. Jeder, der Zigarrenmacher lernen wollte, wurde angenommen. Der Meister nahm sie vierzehn Tage in die Lehre, dann kamen sie einem Zigarrenmacher in die Finger, machten sechs Wochen Wickel bei ihm, wurden gleich hinterher ans Rollen gesetzt, fertig war der Zigarrenmacher.

Im Jahre 1907 hatte ich Gelegenheit, als Wahlhelfer der SPD bei den Hottentottenwahlen zum Deutschen Reichstag mitzuhelfen. Ein früherer Handwerksmeister, der durch die kapitalistische Entwicklung gezwungen worden war, seinen Beruf an den Nagel zu hängen, gehörte der Partei an. Er arbeitete auf der Fabrik. Am Wahltag war natürlich Feier. Da habe ich vom frühen Morgen an von Haus zu Haus die Flugblätter der bei den Spießern verhaßten Partei ausgetragen. Nachher stand ich vor dem Wahllokal und verteilte Stimmzettel.

Die Partei bekam achtzig Stimmen in unserm kleinen Ort. Das war ein tüchtiges Ergebnis, welches abends bei einem Glase Bier gefeiert wurde.

Einige Tage später wollte ich mir endlich die „Bielefelder Volkswacht“ bestellen. Der Schalterbeamte auf der Post machte einige Schwierigkeiten. Die Zeitung stände nicht in der Zeitungsliste. Schließlich mußte er sie dann finden. Dann meinte er, ich sei doch viel zu jung und die Zeitung sei sozialdemokratisch. Ich sagte ihm, gerade deswegen wolle ich sie halten, da brummte er nur was vor sich hin, schrieb auf, zog das Geld ein. Und ich ging froh meiner Wege.

Zu Pfingsten des Jahres besuchte ich meinen Stiefvater, der jetzt auf einer Ziegelei arbeitete. Ich war heilfroh, als ich das überstanden hatte, denn die Wohn- und Lohnverhältnisse waren entsetzlich schlecht.

Nach dem Fest fand ich meine Wickelmacherin krank. Ich mußte die ganzen Wickel nun selber machen. Da aber das schlechte Umblatt in diesem Betrieb vorherrschte, hätte ich sicher weniger verdient. Ich überlegte, ob ich nicht lieber abreisen sollte. Ein Kollege würde mitgehen. Vorher wollten wir aber noch eine Lohnforderung stellen. Der Meister redete uns gut zu, gab uns recht. Dann telephonierten der Kollege und ich an den Chef, alle Arbeiter verlangten eine Lohnaufbesserung von fünfundzwanzig Pfennig pro Tausend Zigarren. Am Nachmittag sollte Bescheid kommen. Uns ahnte schon was. Wir beiden Sündenböcke fingen gar nicht wieder mit der Arbeit an. Als wir am Nachmittag unsere

Papiere holen wollten, kam uns der Meister schon entgegen, die Erhöhung sei bewilligt, aber wir beiden Anführer sollten sofort entlassen werden, was uns nicht viel Kopfzerbrechen kostete.

Die nächste Arbeitsstelle fand ich in L. Dort hatte der Fabrikant zu gleicher Zeit eine Gastwirtschaft. Wir arbeiteten auf seinem Boden in Bretterverschlägen, alles war wohlweislich eingerichtet, daß nur das Geld nicht aus dem Hause kam. Natürlich wurde darauf gesehen, daß am Zahltag alles Geld gleich in Alkohol umgesetzt und auf keinen Fall gespart wurde.

Die Fabrik war bekannt als „Taubenschlag“, weil beinahe jede Woche irgendein Wechsel unter der Belegschaft eintrat. Ich bekam meinen Platz neben einem, der mich gleich fragte, ob ich schon organisiert sei. Nein. Dann sollte ich abends gleich mit zur Versammlung gehen und mich aufnehmen lassen. Am 10. Juni 1907 trat ich dem Deutschen Tabakarbeiterverband bei. Es fiel mir auf, daß während der Versammlung jeder Kollege sein Trinken einschränkte. Nachher wurde das allerdings nachgeholt. Es dauerte diesmal bis Morgengrauen.

Morgens gab es einen Zwischenfall. Ich lag gerade im Bett, als ein Kollege mit einer Schnapsflasche hereinkam, ich sollte aus der Pulle trinken. Ich wollte nicht, da wurde er grob, schimpfte umflätig, wollte mich prügeln. Der Sohn des Fabrikanten mengte sich ein, bot Ruhe. Der Kollege wurde auch dem gegenüber grob und machte immer mehr Radau, bis er auf die Straße flog. Wir sahen ihn lange Zeit nicht wieder.

Im Oktober wechselte ich wieder die Arbeitsstelle. Meine Tante gab mir wieder Quartier. Aber die Akkordverhältnisse waren übel, man mußte schwer schuften, wenn man genug verdienen wollte. Die erste Woche verdiente ich mit Mühe und Not sechzehn Mark. Da meinte der Meister, ich hätte mehr als er. Tatsächlich bekam er bloß zwölf Mark, außerdem freie Wohnung und Feuerung.

Der Herbstjahrmarkt wurde im Dorfe stets mit allgemeiner Arbeitsruhe begangen. Auf der Fabrik waren auch noch fremde Kollegen beschäftigt. Mit denen zusammen feierten wir gehörig. Abends kam ich mit dem Hüter des Gesetzes in Konflikt, der mich sehr unsanft nach Hause expedierte. Am nächsten Morgen hatte ich zu dem schweren Kater noch Angst vor dem Gendarm. Der war auch schon vor mir in der Fabrik gewesen, ich sei zu frech gewesen und müsse einen Denkkzettel haben. Große Beratung unter den Kollegen. Zuletzt waren alle für schleunige Abreise. Nach kurzem Wortwechsel erhielt ich meine Papiere, rannte nach

Hause, packte schnell meinen Kram zusammen. Meine Tante weinte wieder: „Junge, Junge, was soll aus dir noch werden!“ Los. Am Ausgang des Dorfes standen schon zwei Kollegen, die auch fort wollten.

Von den Chausseebäumen nahmen wir reife, gute Äpfel, sangen und waren der besten Laune. Nach einigen Stunden aber hatte ich einen Stiefel ganz voll Blut und konnte nicht weiter. Kaum kamen wir bis Rinteln.

Unsere ersten Schritte führten zum Bevollmächtigten des Verbandes. Der wies uns Arbeit nach, aber wir sollten sie nicht unter neun Mark für das Tausend annehmen. Es sollte an Ort und Stelle aber nur acht geben. Wir versprachen zwar anzufangen, hatten jedoch am nächsten Morgen nach sauber und gut geschlafener Nacht und ordentlichem Frühstück unser Versprechen restlos vergessen.

Das Wandern ging besser. Die Landschaft war interessant. Die Sonne schien, an den Straßen standen genug Obstbäume. In den Ortschaften, die wir durchstreiften, fand sich überall eine starke Verbandsorganisation. Allerwärts wurde uns das Verbandsbuch abverlangt. Auf den Fabriken war wohl Arbeit zu haben. Doch an Logis war Mangel. Wir zogen weiter.

Abends in der Herberge packten wir unsern großen Vorrat an Zigarren, den wir in den Fabriken und von den Kollegen bekommen hatten, aus. Wie das der fromme Herbergsvater sah, wollte er gleich einen Handel machen, wozu wir geneigt waren, da man unterwegs nicht soviel in den Taschen haben kann. Er suchte sich die besten Sorten aus und bezahlte uns zu unserm Staunen für etwa hundert Stück den großartigen Preis von siebzig Pfennig. Wir waren eine Erfahrung reicher, daß auch diese Christenmenschen uns nur als Ausbeutungsobjekte betrachteten.

Einen Tagesmarsch weiter, in R. wurden viele Tabakarbeiter gesucht. Wir freuten uns schon. Aber dann hörten wir an jeder Fabrik, daß Fremde nicht eingestellt würden. Als wir den Herbergsvater nach der Ursache fragten, meinte er, wenn er uns eine Bescheinigung gegeben hätte, hätten wir welche bekommen. Diesen Weg der Arbeitssuche lehnten wir ab.

Die Herberge war übertoll. Am meisten von solchen, die auf ihre Wanderbücher Verpflegung nahmen. Viele andere mußten ihretwillen weichen. Wir hatten Glück, konnten bleiben, weil wir unsere Papiere rechtzeitig abgegeben hatten. Um uns herum saß das vielerlei Elend der Landstraße. Morgen würden wir auch fechten müssen. Unser Geld war völlig alle.

Das Frühstück am andern Vormittag focht ich mir in einem einsamen Haus am Wege. Die Leute gaben mir Suppe und Brot. Es schmeckte mir vorzüglich.

Die Kollegen wollten gern in die Gegend bei Bünde, wo ich im Vorjahr schon gearbeitet hatte. Wir machten uns auf die Beine. In derselben Bude, in der ich schon gewirkt hatte, kamen wir diesmal zu dritt unter. Mein gesunder Fuß aber war durch die Strapazen der Tippelei entzündet und kaputt. Vier Wochen lang mußte ich in ärztlicher Behandlung bleiben damit.

Noch immer war kein Mensch auf der ganzen Bude im Verband. Ich meldete mich beim Bevollmächtigten in Bünde an und kriegte wenigstens regelmäßig den „Deutschen Tabakarbeiter“.

Auf den Filialen wurden sehr viele Schulkinder beschäftigt. Das war ohne besondere Genehmigung verboten. Es geschah trotzdem. Wenn mal die Kontrolle nahte, steckte man die Kinder einfach in die großen Umblattkisten. Die Kinder sahen elend genug aus.

Im Vorjahre war das Trinken noch nicht halb so schlimm gewesen wie in diesem. Jetzt nahm es direkt überhand. Unser Werkmeister war stets der erste Mann an der Spritze. Wenn wir kein Geld hatten, dann schrieb er kurz einen Zettel, der Lehrling mußte was zu trinken holen und am Monatsende wurde jedem sein volles Teil abgezogen. Ich versumpfte auch mit. Anschaffen konnte man sich bei dem Betrieb nichts mehr, zuletzt hatten wir nur noch die Lumpen, die wir auf dem Leibe hatten. Dies versumpfte Dasein nahm im Juni 1908 ein plötzliches Ende, als von der Stammfabrik die Nachricht kam, daß die Filiale in vier Tagen verlegt werden sollte. Nun sollte die paar Tage noch Tag und Nacht gearbeitet werden. Ich lehnte ab und ließ mir gleich den kleinen Lohnrest auszahlen, begab mich zu unserm Verbandskassierer, ließ mein Buch in Ordnung bringen und reiste ganz allein am andern Morgen ab.

Mit einem Pantoffel und einem Schuh versuchte ich mein Glück wieder auf der Landstraße. Wohin ich kam, wurde ich von den Kollegen nicht schlecht gefoppt. Betrüblicher war für mich, daß kein einziger an manchem Ort im Verbande war. Als ich in dem alten L. wieder Arbeit bekam, waren sie dort mittlerweile auch alle wieder eingetreten. Ich machte mich gleich an die Arbeit, mit Glück, kann man sagen. Sogar der Lehrjunge trat mit ein. Dann wurde ich zum Vertrauensmann der Zahlstelle L. gewählt. Seitdem war ich aber bei dem Fabrikanten nicht mehr gut angeschrieben.

Manche bittere Erfahrung mußte ich machen mit den fremden Kollegen, wenn sie in besoffenem Zustande angereist kamen und Unterstützung verlangten. Immer wieder mußte man sie belehren, daß sie in solchem Zustande keine Unterstützung bekämen. Sie sollten am andern Morgen kommen, wenn sie nüchtern wären. Damit kam ich schön an. Sie schimpften, nannten mich einen Lausejungen, verursachten auf der Straße immer einen Menschenauflauf, was für den Verband bestimmt schädlich war. Beschwerden wollten sie sich allemal beim Vorstand in Bremen. Das konnten sie ja nicht, aber für mich wurde dadurch die Sache nicht leichter.

Ein denkwürdiger Zigarrenmacherstreich aus jener Zeit ist mir in Erinnerung geblieben. Ein älterer Kollege, der schon einige Jahre auf der Fabrik arbeitete, erzählte immer wieder, daß er auf der Sparkasse in Burgsteinfurt einige hundert Mark stehen habe. Damit prahlte er öfter herum. Wir glaubten ihm alle, unser Glauben wurde noch gestärkt, als er mich bat, ihm ein Schreiben aufzusetzen an die Sparkasse, man möge ihm von dort sein Geld schicken. Ich sagte ihm noch, er müsse doch sein Sparbuch mit einsenden. Er erwiderte aber, das läge bei der Kasse. Wenn er das Geld kriegen würde, wollte er mit uns allen einen großen Durchzug machen.

Wochen vergingen, kein Geld kam. Nun fing bei uns die Uzerei an. Er blieb aber dabei, es würde schon noch kommen. Richtig, eines guten Vormittags kam er auf die Fabrik und sagte, der Postbote habe ihn auf die Post bestellt. Er blieb reichlich lange aus. Wir dachten, er hätte den geplanten Durchzug schon alleine angefangen. Endlich kam er in etwas angeheiterter Stimmung beim Fabrikanten in der Gaststube an. Der kam grienend auf die Fabrik und erklärte uns, der Kollege hätte eben sein Geld bekommen.

Dann kam er selber in den Saal, ging an seinen Arbeitsplatz, faßte in die Tasche und warf eine Handvoll Silbergeld auf den Tisch. Unser Staunen war groß. Der Lehrjunge mußte gleich von unten eine Reihe Flaschen Wein und Bier holen. Als wir in Stimmung kamen, hörten wir auf, gingen in die Stadt und zechten weiter. Der alte Kollege bezahlte alles. Spät in der Nacht war das Geld alle, der Heimweg wurde vielen sehr schwer.

Ein paar Tage später kam der Fabrikantensohn ganz erregt auf die Fabrik und sagte zu dem Kollegen, der das Geld gehabt hatte: „Was haben Sie denn gemacht, wie kommen Sie dazu und borgen auf meinen Namen in der Stadt Geld!“ Der schwieg. Der andere wurde immer lauter: „Nun kommen die Leute und wollen das

Geld von mir zurückhaben, was soll ich mit Ihnen machen, ich soll Sie wohl anzeigen!“

Nun sagte der Alte trocken: „No, Herr S., es ist nun mal passiert, tun Sie mich nicht anzeigen, ich werde tüchtig arbeiten, alles, was über das Logisgeld ist, können Sie abziehen.“ Der Fabrikant war einverstanden. Der Mann arbeitete tüchtig, trank nichts mehr, aber die Uzerei von seiten der Kollegen nahm kein Ende.

Nach sechs Wochen fehlte er eines Morgens auf seinem gewohnten Platz. Ein Kollege ging auf seine Kammer, um zu sehen, ob ihm was fehle. Er fühlte sich nicht wohl und wollte nur noch ein bißchen liegen bleiben. Kurz gegen Mittag kam er selber auf die Fabrik, sagte Bescheid, daß er in die Stadt zum Arzt ginge.

Drei Stunden später kam einer gerannt und erzählte, daß der alte Kollege sich im Fichtenbusch aufgehängt hätte. Wir waren alle erschrocken, gingen gleich alle Mann mit zum Fichtenbusch. Da hing er in einer alten Kiefer. Die leere Schnapsflasche hatte er an den Baum gestellt.

Am andern Morgen stand in der Zeitung eine wunderbare Todesanzeige des Fabrikanten, darin schilderte er den Toten als einen treuen, ehrlichen Arbeiter, dessen Andenken ihm wert bleiben würde. Als die Beerdigung aus war, wurde, wie üblich, ausgedehnt gefeiert. Mancher halbe Liter wurde auf den merkwürdigen Streich getrunken.

Die Betriebseinrichtung war äußerst mangelhaft für uns Arbeiter. Ich hatte den Fabrikanten schon öfter darauf aufmerksam gemacht. Aber der hatte für solche Beschwerden taube Ohren. So schrieb ich denn einen Brief an den Gauleiter des Verbandes, der veranlaßte, daß eines Tages unverhofft der Gewerbeinspektor auf die Fabrik kam. Der Fabrikant mußte eine fühlbare Strafe bezahlen.

Seit der Zeit war ich ihm ein Dorn im Auge. Ich bekam bald wegen einer Geringfügigkeit Streit mit ihm und mußte aufhören.

Es war der 1. Februar 1909 und bitterkalt. Der Sturm fegte den feinen Schnee durch alle Fugen und Ritzen. Ich hatte nur drei Pfennige in der Tasche und besaß außerdem nur Galgenhumor. Damit wanderte ich am nächsten Morgen zum Tor hinaus. Die letzten Häuser am Stadtausgang nahm ich gleich mit. Die Leute hatten Mitleid mit mir, weil so schlechtes Wetter war. In Herford war ich schon ganz gut bei Kasse. In der Herberge zur Heimat war es übervoll, die schlechte Witterung hatte alle Kunden hier zusammengetrieben.

Manche verkauften ihren guten Anzug für ein paar Groschen, zogen in einem zerlumpten weiter. Viele Bündel wurden um alles Nutzbare erleichtert für wenige Pfennige. Ich sah so richtig das unangenehme Gesicht des Tippelns. Für fünfzig Pfennig kaufte ich mir ein Paar gute Schuhe.

Die Herberge hatte gleichzeitig einen Arbeitsnachweis. Ich fragte an, ob für Zigarrenmacher Arbeit zu haben sei. Ich hatte auch Glück. In Lübbecke wurde ein guter Zigarrenmacher gesucht. Wenn ich die Stelle haben wollte, mußte ich mich gleich auf die Socken machen. Lange Zeit zum Überlegen hatte ich nicht. Bei dem scheußlichen Wetter war es entschieden besser, ein Dach über dem Kopf zu haben. Ich haute an. Die Papiere wurden mir abgenommen. Auf einen Zettel bekam ich frei Essen und Schlafen für die Nacht. Am andern Morgen holte ich mir das Fahrgeld und fuhr sofort ab.

Mittags war ich da. Ein Junge zeigte mir das richtige Haus, das nicht wie eine Fabrik aussah, eher wie ein Armenhaus. Ich schritt durch die Tür. In einer Stube saß ein altes Mütterchen und strickte. Ich fragte, ob ich hier richtig wäre, käme vom Arbeitsnachweis in Herford und wollte eine Stelle als Zigarrenmacher. Als sie das hörte, schlug sie vergnügt die Hände überm Kopf zusammen und meinte: „Schön, daß uns der liebe Gott doch noch einen Zigarrenmacher hergeschickt hat.“

Dann mußte ich Kaffee trinken und alsdann auf die Fabrik gehen. Dort arbeiteten ein fremder Kollege und ein junges Mädchen. Der Kollege entpuppte sich als Landsmann von mir. Darauf fragte er mich gleich, ob ich noch Geld hätte, um daraufhin einen zu genehmigen. Für etliche Flaschen Bier langte es noch. Abends kam der Fabrikant, sah mich an und sagte keinen Ton. Mein Landsmann meinte, das machte der immer so, aber abends käme er stets angeheitert nach Hause. Ich schlief bei dem Landsmann auf der Bodenkammer. Die hatte wenigstens ein Fenster. Nebenan war ein anderes Gelaß für Zigarrenmacher, das gar keine Fenster hatte und zudem voll Gerümpel stand.

Nächsten Morgens wurde ich durch einen mächtigen Krach im Hause wach. Der Alte hatte seinen Jammer und schimpfte über alles. Der Kollege tröstete mich, es sei keinen Morgen anders. Da wäre ich am liebsten gleich weiter gereist, es graute mir aber vor dem bösen Wetter draußen. Ein paar Wochen würde ich wohl aushalten.

Wir waren gleich beim Fabrikanten in Logis. Dafür mußten wir die Woche acht Mark bezahlen. Ich habe aber noch nie in

meinem Leben soviel trockenen Pferdeschinken und alte Rinderwurst gegessen wie bei ihm. Der Lohn fiel miserabel aus. Das kam grobenteils vom schlechten Material. Aber froh war man doch, daß man nicht auch obdachlos herumzubiestern brauchte wie viele andere, die der Polizist dann zum Steinbruch trieb, wo sie für ihr dürftiges Quartier bis Mittag in der Kälte arbeiten mußten.

Sonnabend bekamen wir unsere paar Groschen ausbezahlt. Dann nahmen wir einen Handschlitten, rutschten den Berg hinunter vor die Wirtschaft, die den Fremdenverkehr hatte, wo auch unser Verbandslokal war. Nachher mußten wir auf allen Vieren wieder bergan kriechen.

Vier Wochen später lachte lockend die Sonne durch die Fenster. Die Reisegelüste in uns erwachten. Nett war es ja auch nicht auf der gegenwärtigen Stelle.

Mein Kollege erzählte mir viel von Soltau. Da sei er in Arbeit gewesen. Der Fabrikant habe ihm auch schon oft geschrieben, daß er ruhig wiederkommen könnte. Wenn es möglich wäre, sollte er auch noch einen mitbringen. Ich wußte zwar gar nicht, wo Soltau liegt, aber mein Kollege hatte nur Gutes erzählt, darauf vertraute ich. Wenn ich gewußt hätte, daß Soltau mitten in der Heide liegt, wäre ich gewiß nicht mitgekommen; denn über die Heide hatte ich nur unangenehme Dinge gehört in den Herbergen.

Wieder in der Fremde.

An Soltau aber muß ich nicht nur der guten Verpflegung und des schönen Logis wegen denken. Auch nicht, weil die Heide von nahebei so schön war, daß ich gar nicht genug Ausflüge und Wanderungen machen konnte, um sie richtig kennenzulernen. Hier wurde ich Mitglied der Partei am 1. August 1909. Die Schar der Genossen war nur klein. Aber es ist für mich doch eine gute Erinnerung. Lange Zeit habe ich in Soltau Beiträge für die Partei kassiert.

Hier in Soltau wurde das Leben endlich etwas gemüthlicher und ruhiger. Das, was mir in meinen Kinderjahren gefehlt hatte, kam jetzt ein bißchen spät hinterher. Ich brauchte keine Sorge zu haben, der Verdienst war ziemlich gut, die Kameraden waren ordentlich, die Landschaft und die Gastfreundschaft der Leute gefielen mir.

Unter meinen Logiskameraden war ein älterer Maurer, der sich von den Jüngeren absonderte, deswegen auch oft veräppelt wurde. Mich mochte er ganz gern, weil ich verschwiegen war. Seine son-

derbaren Manieren wurden mir bald erklärlich. Er kaufte sich immer Schönheitsmittel und machte manche teure Prozedur mit, um die tiefen Falten und Sorgenfurchen seines Gesichts zu beseitigen. Zu gern hätte er ein Mädchen gehabt und geheiratet. Aber er hatte nicht den Mut, eins anzusprechen. So dokterte er nur an seiner Schönheit rum und brachte es damit nicht weit. Ich versprach ihm dann schließlich, ihm zu helfen, an ein Mädchen heranzukommen.

Als der Frühlingsmarkt war, gingen wir auf den Tanzboden und hielten Umschau unter den holden Schönen. Der Maurer lieb es sich was kosten. Wir tranken uns beide tüchtig Mut an mit Gerstensaft.

Schließlich entdeckte ich an einem Tisch allein ein älteres Mädchen. Ich machte meinen Freund darauf aufmerksam. Zögernd entschloß er sich, sie zum Tanz zu holen. Sie kam aber sehr gern. Nach ein paar Tänzchen sagte sie, er solle doch ruhig an ihren Tisch kommen. Das tat er, und als ich das stille Lächeln in ihren Gesichtern sah, da verduftete ich und überließ das weitere dem Laufe des guten Schicksals.

Am nächsten Morgen piffte der sonst wortkarge Maurer ein Lied nach dem andern. Er war begeistert von dem Mädchen. Gegen Sommersende war dann das Glück vollkommen in der vielbesungenen braunen Heide.

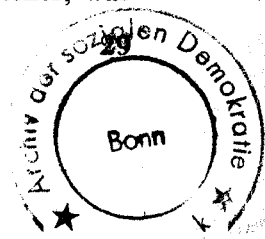
Die Eltern des Mädchens betrieben eine kleine Landwirtschaft nicht weit von Soltau. Wir fuhren öfter heraus auf unsern Rädern. Erst die Landstraße entlang, dann noch „eine Pfeife Tabak“ lang quer in die Heide. Da war es wunderschön, jeder hing seinen eigenen guten Gedanken nach.

Die Hochzeit habe ich auch mitgemacht und sie gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Beim Klange einer Quetschkommode wurde unter den Bäumen getanzt bis tief in die Nacht. Den Rest der Nacht schliefen wir todmüde auf der Scheunendiele im Stroh. Am Morgen merkten wir erst, daß wir mit den Mädchen wie Kraut und Rüben durcheinander gelegen hatten.

Bei dem Maurer dauerte es nicht lange, dann war er glücklicher Familienvater. Mit stillem Schmunzeln im Gesicht wiegte er seinen strammen Jungen in den Armen und auf den Knien.

Ich freute mich, daß ich ihm dazu verholfen hatte.

Kleine Reisen habe ich in dieser Zeit häufig unternommen. Zu einer größeren Reise nach Holland kam ich nur durch Zufall. Es war im Frühjahr 1912. Mit mir zusammen arbeitete ein Zigarrenmacher aus Holland. Sein Vater war geborener Deutscher, war



zu Beginn des Krieges 1870 über die Grenze getürmt. Der Kollege hatte nun schon in Holland seiner Militärpflicht genügt. Aber zu den jährlichen Kontrollen hatte er sich schon seit fünf Jahren nicht mehr eingefunden. Seine Geschwister schrieben ihm jedes Jahr, daß sein Steckbrief erneuert sei.

Er hatte großes Heimweh und wäre zu gerne mal wieder nach Holland gemacht. Nachdem die Sache ausführlich beredet worden war, beschlossen wir, zusammen über Weihnachten nach Holland zu reisen. Für mich konnte es hingehen, wohin es wollte und wie weit es wollte.

Am Morgen des „heiligen Abends“ reisten wir im Dunkeln ab. Wir konnten zunächst die vorbeifließende Landschaft nur in schattenhaften Umrissen erkennen. Als es hell wurde, sahen wir eifrig hinaus und betrachteten das ganze Land mit seinen Äckern, Weiden, Dörfern, Wäldern, den Türmen und Bahnhöfen, den Namen und Menschen. Kurz vor der Grenze kamen sehr freundliche Leute, die sich erkundigten, wohin wir fahren wollten. Sie wechselten uns dann einen guten Teil unseres Geldes in Gulden um. Es waren Leute, die ihr Geschäft damit machten, unerfahrene Landsleute auf diese Weise zu rupfen, wie wir in Holland merkten.

Hinter der Grenze setzte mich die Zuvorkommenheit und Sauberkeit des Zugpersonals in Erstaunen. Jeder Reisende bekam freundlich einen Sitzplatz angewiesen.

Die Revisionen gingen glatt vonstatten. Mein schweigsamer Kamerad gewann seine Sprache langsam zurück. Wir kamen mit allerlei Leuten ins Gespräch, ich verstand kein Wort der Sprache. Aber aus den angebotenen Kömbuddeln und Schnupftabaksdosen bekam ich stets mein Teil ab. Die Leute machten einen sehr freundlichen Eindruck. In Deventer stiegen wir gegen Abend aus. Der Kollege wurde abgeholt. Das Wiedersehen kostete Tränen. Aber schließlich brach doch bei allen die Freude durch. Die Leute wohnten in einem Arbeiterviertel, wo alle Häuser durch Genossenschaften errichtet worden waren.

In den Tagen unseres Dortseins machte ich viele Bekanntschaften. Beim Anblick des großen Gewerkschaftshauses bekam ich einen Begriff von der Größe der freien Gewerkschaften in Holland. Deventer war gar keine große Stadt. Ein Landsmann beschummelte uns mal wieder beim Wechseln, zog drei Prozent ab, während die Bank nur ein halbes nahm. An einem geselligen Abend heftete mir ein Besucher eine Plakette mit dem Bildnis der Königin von Holland an. Dagegen wollte ich mich wehren. Mein Kollege sagte, daß das jeden Holländer kränken würde. Da machte

ich gute Miene zum bösen Spiel. Die Gastfreundschaft war außerordentlich. Den Einladungen konnten wir längst nicht voll nachkommen, zudem mußte der Kollege sich zu Hause halten, weil man ihn sonst hätte schnappen können. Das Bier war schlechtes Gesöff. Der Kôm spielte die größte Rolle.

Auch die schönen Tage in Holland gingen wie alles Gute zu bald zu Ende. Wir rutschten wieder nach Soltau, um manche Erfahrung reicher. Ein paar Wochen blieb der Kollege noch bei mir, dann reiste er eines Tages ab, ließ keinen Bescheid zurück, wohin. Bis kurz vor Ausbruch des Krieges hörte ich nichts wieder von ihm. Dann wurde ihm mitgeteilt, daß die holländische Regierung die Strafverfolgung aufgehoben habe. Mit großer Freude reiste er ins Vaterland ab, und war dem grausigen Kriegstreiben damit entronnen.

Der Mai 1914 hielt, was man gewöhnlich vom Mai erwartet. Mit mir arbeitete auf der alten Stelle in Soltau ein verheirateter Kollege. Der Fabrikant hatte sein Lager voll Zigarren und wollte den Älteren entlassen. Das konnte ich nicht zugeben. So erbot ich mich, für eine Zeitlang das Feld zu räumen und eine längere Tour zu machen. Geld hatte ich einen schönen Batzen erspart. Ich würde nicht gleich von Tür zu Tür fechten müssen.

Ich fuhr nach Achim, dem großen Zigarrenmachedorf, holte mir mein Verbandsbuch und blieb gleich in der Wirtschaft, wo die Zigarrenmacher verkehrten. Es war ein Montag. Viele Hausarbeiter machten blau. Großer Humor und Riesenhallo herrschten im Lokal. Einer stand auf dem Tresen und taktierte mit einem großen Kochlöffel. Da Zigarrenmacher sehr gerne und gewöhnlich auch gut singen, stieg die Stimmung immer höher.

Morgens hatte ich einen fürchterlichen Jammer. Trotzdem ging es gleich wieder mit großen Schnäpsen los. Unterwegs in der sengenden Hitze bekam ich einen mächtigen Durst, alle Gräben untersuchte ich auf Wasser und Feuchtigkeit. Sie waren alle dürr und wasserleer. Stundenlang mußte ich mich weiterschleppen, ehe ich in einem Ort meinen Durst löschen konnte.

In Bremen blieb ich in der Herberge, die zum Gewerkschaftshaus gehörte. Darin war es überaus sauber und bequem. Große Ordnung herrschte. Man sah wieder einen Fortschritt der Gewerkschaften.

Bis Osnabrück brauchte ich nur drei Tage. Nachts schlief ich draußen unter einem beliebigen Busch. Es war warm genug, aber morgens wachte man doch vor Sonnenaufgang zähneklappernd auf. In einem Ort hinter Osnabrück wollte ich mir gegen meinen

Kohldampf etwas kaufen. Die junge Ladeninhaberin sagte mir im Gespräch, daß im Hause auch eine Zigarrenfabrik betrieben würde. Ich durfte mal hineinschauen und fand bei der Gelegenheit den Holländer Kollegen wieder, den es hierher verschlagen hatte. Wir verabredeten, daß ich zunächst dort bleiben sollte, Anfang August wollten wir dann zusammen nach Holland. Er konnte dann aber eher abreisen. Und ich habe ihn endgültig aus den Augen verloren, so sehr ich versuchte, von ihm ein Lebenszeichen zu erhalten.

Besonders in der Erinnerung sind mir noch die paar Tage vor der großen Mobilmachung. Abends saßen wir im Parteilokal. Der Siegestaumel namentlich der dort anwesenden jungen Bauernburschen kannte keine Grenzen. In drei Wochen wollten sie alles kurz und klein schlagen. Als ich zu sagen wagte, so leicht ginge es doch nicht, gerüstet seien die Gegner auch, schlug das dem tollen Spuk die letzte Hemmung weg. Sie fielen wie eine blutgierige Meute über mich her und bearbeiteten mich mit ihren Stiefelabsätzen. Der Gastwirt ließ mich dann durch eine Hintertür verschwinden. Sonst hätte die Bande mich bestimmt totgeschlagen.

So begann der Krieg. Ich brauchte wegen meines Beinschadens nicht Soldat zu werden. Später haben sie mich doch noch zum Hilfsdienst herangezogen und schikaniert. Aber wir haben den Krieg überstanden. Gehungert haben wir, geschuftet haben wir, der Dank des Vaterlandes ist nicht eingetroffen.

Nun bin ich schon dreizehn Jahre verheiratet.

Meine Frau kommt auch vom Tabak her. Ihre Eltern waren Arbeiter. Neun Geschwister waren bei ihnen zu Hause. Wir leben in Frieden zusammen für unsere drei Kinder.

Bei einer traurigen Petroleumlampe habe ich, wenn Frau und Kinder im Winkel schliefen, diese Zeilen geschrieben. Ich wollte den Jüngeren sagen, daß man trotz aller Schwierigkeiten *stolz weiterkämpfen kann und muß* für die *wirtschaftliche und politische Neuordnung des Daseins* auf dieser Erde!

Gewerkschafts-Archiv- Schriftenreihe

1. Band: **Soziologie der Gewerkschaftsbewegung**
Von **Karl Zwing**
Behandelt neuere Gewerkschaftstheorien. 190 Seiten. 2. Auflage. 5. und 6. Tausend. Preis: brosch. 4.50, Halbl. 5.50
2. Band: Erscheint später.
3. Band: **Das Problem des Achtschentages**
Von **Albert Kranold**
Eine systematische Analyse, mit einer dreifarbigem Karte über die Faktoren der Arbeitsleistung. 160 Seiten.
Preis: brosch. 3.00, Halbl. 4.00
4. Band: **Die Welt der Wirtschaft vom Standort des Arbeiters**
Von **Dr. Otto Suhr**
Eine Einführung in das kapitalistische Wirtschaftssystem. 192 Seiten. 2. Auflage. 4. und 5. Tausend.
Preis: brosch. 4.50, Halbl. 5.50
5. Band: **Die Geschichte der freien Gewerkschaften**
Von **Karl Zwing**
Geschichte und Ideologien der freien Gewerkschaften vom Beginne der Bewegung bis in die neueste Zeit. 228 Seiten
3. Auflage. 11.—15. Tausend. Preis: brosch. 4.50, Halbl. 5.50
6. Band: **Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage**
Von **Dr. Karl Val. Müller**
Eine allgemeinverständliche Darstellung der wichtigsten Fragen der quantitativen und qualitativen Bevölkerungspolitik im Rahmen gewerkschaftlicher Theorie und Praxis. Seeben erschienen. 160 Seiten. Preis: brosch. 4.50, Halbl. 5.50.
7. Band: **Geschichte der Fabrik und der Massenarbeit**
Von **Christian Schmitz**
Eine geschichtlich-soziologische Darstellung über das Wesen und die Entwicklung der Massenarbeit von den Ur- anfangen bis zur modernen Fabrik. 152 Seiten.
Preis: brosch. 3.50, Halbl. 4.50
8. Band: **Die Welt der modernen Fabrik**
Von **Christian Schmitz**
Eine Schrift, die eingehende Kenntnis der Grundlagen der menschlichen und maschinellen Arbeit und deren werks- politische Organisation vermittelt.
Preis brosch. 4.50, Halbl. 5.50

Karl Zwing, Verlagsbuchhandlung, Jena

HANS RENK

**DER
REPUBLIKANISCHE GEDANKE
IN DER DEUTSCHEN GESCHICHTE**

Mit einem Geleitwort des Reichstagspräsidenten
Paul Löbe

175 Seiten. Preis: Broschiert RM. 4.—, Gebund. RM. 5,50

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Der germanische Volksstaat	9
Die Zurückdrängung der Volksfreiheit durch den fränkischen Beamtenstaat und durch das Lehnswesen	15
Die Blüte des republikanischen Gedankens in den deutschen Städten des Mittelalters und ihren Einungen	23
Weiterleben der germanischen Freiheitsidee in den ländlichen Einungen und der Feme. Der Bauernkrieg	39
Der Einfluß des republikanischen Gedankens auf die Verfassung des alten deutschen Reiches und seiner Territorien. (Der Ständestaat)	50
Der republikanische Gedanke im Zeitalter des Absolutismus	63
Die deutsche Revolution von 1848/49	86
Der Halbabsolutismus Bismarcks und Wilhelms II. Die Sozialdemokratie	101
Weltkrieg und Revolution	124
Der neue deutsche Volksstaat und der republikanische Gedanke in der Gegenwart	143
Literatur	170

VERLAG KARL ZWING • JENA